

Leseprobe

VIOLAINE DUSSEX

# Marguerite

1906-1937  
Ein Frauenleben  
im Unterwallis



SAGE *und* SCHREIBE  
unser verlag

# Marguerite

1906 – 1937

EIN FRAUENLEBEN IM UNTERWALLIS

Violaine Dussex

SAGE UND SCHREIBE – UNSER VERLAG

## LESEPROBE, TEXTAUSZÜGE

### **Kapitel 14 Fête des vendanges 1930** (*integraler Text*)

In Marguerites Leben gab es auch glanzvolle Momente. Der Herbst 1930 war besonders schön und satt in den Farben. Die Lärchen und die zierlichen Birken leuchteten goldgelb. Die Ebereschen trugen rote Beeren, und das Laub färbte sich rostbraun. Wenn die tief stehende Sonne mit ihren flachen Strahlen durch die farbigen Bäume streifte, sah es aus, als ob ein Riese sie mit Pinseln angestrichen hätte, ganz nach seiner Lust und Laune.

Auch die Trauben waren durch das günstige Wetter reif geworden, sodass sie geerntet werden konnten. Mitte Oktober fand das Winzerfest in Sion statt. Marguerite und Victor wollten die Eltern Jean-de-Dieu und Rose begleiten. Noch wohnte das junge Paar mit seinen beiden Kindern Berthe und Marcel in deren Haus in Luc. Im nächsten Jahr würden sie nach Botyre übersiedeln, denn das dritte Kind war bereits unterwegs.

Lange schon hatte sich Marguerite auf diesen Festtag in der Stadt gefreut. Als er endlich gekommen war, stand sie frühmorgens auf, noch vor Sonnenaufgang. Sie wusch sich mit kaltem Wasser und etwas Seife von Kopf bis Fuss und fühlte sich nach dieser Prozedur frisch und munter. Schliesslich kämmte sie ihre langen, glatten Haare und zähmte sie in einen Chignon, den sie mit zahlreichen Haarnadeln am Hinterkopf befestigte. Zufrieden schaute sie in den Spiegel und machte sich daran, Feuer im Ofen zu entfachen und Wasser aufzusetzen. Bald würden die Kinder aufwachen, und die

Kleinen würden ihren Schoppen mit warmer Milch verlangen. Vor allem der zehn Monate alte Marcel wurde schnell ungeduldig und schrie mit seiner kräftigen Stimme drauflos, wenn er warten musste. Da galt es, schnell zu handeln, besonders heute, denn Victor würde den Lärm nicht schätzen. Für einmal lag er noch tief im Bett.

Nachdem sie die Kinder gewaschen und frisch angezogen hatte, bereitete Marguerite das Frühstück vor. Jetzt stand auch Victor auf, dem der Kaffeegeruch in die Nase gestiegen war. Er setzte sich an den Tisch und nahm seinen Sohn auf die Knie. Der Kleine war munter wie immer und wollte sofort bei Papa sein, als er ihn aus dem Zimmer kommen sah. Marguerite kümmerte sich um Berthe, die beim Spielen hingefallen war und sich am Knie gestossen hatte. Mit einem Fingerzählvers konnte sie das Mädchen vom Schmerz ablenken, sodass die Tränen schnell versiegt waren und Berthe wieder strahlte. Immer und immer wieder sollte Mama das Spiel wiederholen. Aber Marguerite war nach dem dritten Mal ungeduldig geworden. Sie wollte sich nun endlich um sich selber kümmern, ihre Tracht hervorholen und sich schön machen für das Fest. Jeden Augenblick würde ihre Mutter kommen und die Kinder abholen. Bei ihr sind sie gut aufgehoben bis wir zurück kommen, dachte Marguerite.

Als die Kinder endlich aus dem Haus waren, zog sie ihre Alltagskleider aus und holte ihre Sonntagstracht aus dem Schrank. Zuerst schlüpfte sie in die weisse Bluse mit den langen Puffärmeln und zog ein paar schwarze, wollene Strümpfe über die Beine. Dann nahm sie den schwarzen Rock mit dem Saum aus Samt vom Bügel. Das kurze Oberteil war ärmellos und in schwarzweiss geblütem Stoff gearbeitet. Ein schmales Samtband, das über der Taille sass, verband es mit dem Unterteil. Sie stieg vorsichtig in den Rock und zog ihn bis über die Schultern hoch, knöpfte ihn vorne zu und band sich eine dunkelviolette, bestickte Schürze aus Satin um. Ein schwarzes

Foulard drapierte sie sich um die Schultern. Zuletzt kam der Hut an die Reihe. Er hatte eine ovale, flache Form, war aus Stroh gefertigt, mit schwarzem Samt bezogen und mit fein bestickten Bändern aus Satin dekoriert. Marguerite setzte den Hut gerade auf und befestigte das Band unter dem Chignon. Nun fehlten nur noch die schwarzen Halbschuhe mit den Absätzen. Als sie fertig gekleidet war, betrachtete sie sich in einem kleinen Handspiegel und drehte sich vor Victor um die eigene Achse. Schon die ganze Zeit hatte er sie beobachtet, und sie lachte glücklich und blinzelte ihm zu: «Wie gefalle ich Dir?»

«Du bist die Schönste im ganzen Land!», rief er und machte eine grosszügige Armbewegung.

«Wirklich? Das sagst du nur, um mich zufrieden zu stellen», sagte sie leise.

«Nein, ich meine es ernst! Du gefällst mir immer noch. Und für mich bist du sowieso die Schönste!»

Sie lächelte. «Ich fühle mich wie ein junges Mädchen in dieser Aufmachung.» Sie setzte sich auf die Knie ihres Mannes und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Er nutzte die Gelegenheit und griff ihr an den Busen. «Der ist wieder so schön voll geworden, ich liebe ihn, wenn er so ist», schwärmte er.

«Du solltest mich besser hier halten!» Sie nahm ihm die Hand weg und legte sie auf ihren gewölbten Bauch. «Da bewegt sich etwas. Das Kleine freut sich mit mir.»

Victor schob sie von seinem Schoss, sodass sie neben ihm stand, und legte sein Ohr auf den Bauch. «Mal hören, was er mir sagt, mein zweiter Sohn», sprach er laut und deutlich.

«Was weisst du schon? Vielleicht gibt es wieder eine Tochter. Wir werden ja sehen, Hauptsache es kommt gesund auf die Welt.»

Jemand klopfte an die Tür der kleinen Kammer. «Wir sollten uns auf den Weg machen, kommt ihr?» Jean-de-Dieu stand da in seinem besten Anzug. An seiner Weste glänzte die silberne Kette

seiner Taschenuhr. Das weisse Hemd betonte sein braungebranntes, frisch rasiertes Gesicht. Er hatte sich eine farbige Krawatte umgebunden, den buschigen Schnurrbart sorgfältig gekämmt und in eine schwungvolle Form gebracht. Ein grosser Hut, schwarz und mit breiter Krempe, zierte seinen Kopf. Jean-de-Dieu war ein Beau, einer, der die Blicke von Frauen und Männern anzog.

Auch Rose hatte ihr Kostüm angezogen. Es war ganz schwarz und schlichter als das von Marguerite. Unter dem grossen Hut verschwand ihr Gesicht fast vollständig. Sie war eine sehr kleine und zierliche Person, schnell und flink in ihren Bewegungen. Trotz fortgeschrittenen Alters hielt sie sich kerzengerade. Ihr Gesicht wies markante Züge auf: eine lange und gerade Nase, hohe Wangenknochen, Stirn und Kinn breit, die Lippen sehr schmal. Ihre grünen Augen schauten einen direkt und aufrichtig an. Sie war eine kluge Frau, obwohl sie kaum zur Schule gegangen war, und sie war reich, denn sie besass viel Land und Vieh. Auch für sie war der heutige Tag ein Ereignis, verliess sie doch kaum je ihr Haus – ganz im Gegensatz zu ihrem Mann, der viel und gerne unterwegs war. Jean-de-Dieu ging regelmässig auf den Markt in Sion, besuchte da und dort Leute, stieg im Sommer auf die höher gelegenen Alpweiden bis hinauf zum Rawylpass, dem höchst gelegenen Fleck der Gemeinde, auf 2400 Meter über Meer. Nur ausnahmsweise besuchte er an diesem Tag mit seiner Frau und dem Jungvolk das Winzerfest.

Draussen vor dem Haus nahm er seine hübsche Schwiegertochter an den Arm. «Du siehst ja heute ganz verführerisch aus», bemerkte er und schaute sie schalkhaft an.

Seine Frau war mit Victor schon voraus gegangen. Sonst hätte er sich davor gehütet, Marguerite ein Kompliment zu machen. Rose war eher verschlossen und streng im Vergleich zu Marguerite, die ihr Herz auf der Zunge trug und heute so wunderbar frisch wirkte. Er genoss ihre herzliche und anhängliche Art, ihre natürliche Weiblichkeit wirkte anziehend auf ihn. Marguerite fühlte sich geschmeichelt



und blühte auf an diesem sonnigen Morgen. Auf den Ausflug in die Stadt freute sie sich wie ein kleines Kind.

In Botyre wartete der Bus, der sie auf der holprigen Naturstrasse ins Rhonetal hinunter fuhr. Das Gefährt war vollgestopft, andere Familien hatten an diesem goldenen Herbstsonntag die gleiche Idee gehabt. Fast eine Stunde dauerte die Fahrt, und bei den Haarnadelkurven unterhalb Grimsuat verspürte Marguerite starken Schwindel. Zudem war ihr vom Gemisch aus Schweiß, Kölnisch Wasser, Rauch und Diesel schlecht geworden, sie musste unbedingt frische Luft schnappen! Endlich hielt der Bus am grossen Platz La Planta im Zentrum der Stadt. Es dauerte eine Weile, bis sie nach draussen gelangte. Die Leute waren ungeduldig und wollten einen guten Platz an der Strasse ergattern, denn bald würde der Umzug vorbei kommen. Marguerite setzte sich auf eine kleine Mauer. Sie musste sich erst einmal sammeln, tief atmen und etwas trinken, damit ihre Übelkeit verging. Jean-de-Dieu holte seine kleine Holzflasche hervor. Er hatte immer etwas Wein dabei und war froh, dass er Marguerite einen Schluck anbieten konnte. Sie war schon ganz bleich geworden.

«Wasser wäre mir lieber», sagte sie mit matter Stimme.

«Wasser ist nicht gut, es könnte verdorben sein, trink einen guten Schluck und es wird dir besser gehen, glaub mir.» Jean-de-Dieu reichte ihr die Flasche.

Sie nahm etwas Rotwein in den Mund und schluckte ihn in kleinen Portionen hinunter. Zu ihrem Erstaunen ging es nach ein paar weiteren Schlucken besser, der Magen beruhigte sich, und das Schwindelgefühl verschwand.

Die Männer mischten sich unter die wartende Menge, während Marguerite und Rose sich zwei freie Klappstühle auf dem Platz suchten, denn dort gaben Chor und Orchester nach dem Umzug ein Konzert, das sie sich nicht entgehen lassen wollten. Rose war nicht gesprächig, und so blickte Marguerite sich um. Sie beobachtete die



Stadtdamen in ihren modischen Röcken. Längst trugen die Frauen Kleider, die weit geschnitten waren und lässig über die Taille hinab fielen ohne diese zu betonen. Manche trugen einen schmalen Gürtel auf Hüfthöhe. Viele Frauen hatten die Haare nun kurz geschnitten und versteckten sie unter einem hohen Hut, den sie tief ins Gesicht zogen. Diese Hüte gefielen Marguerite nicht. Sie erinnerten sie an ihren Nachtopf unter dem Bett. Alle trugen sie dieselben Hüte, nur weil es Mode war, nicht aus praktischen Gründen. Sicher schwitzte man unter dieser eng anliegenden Kopfbedeckung! Marguerites Hut hingegen spendete Schatten und engte nicht ein, vielmehr lag er leicht auf dem Kopf und hielt nur durch das Band, das unter dem Chignon hindurchgezogen wurde. Ohne den Dutt würde er gar nicht richtig halten, sondern hin und her rutschen. Die modernen Frisuren von heute waren schon des halb nichts für Marguerite. Sie würde ihr schönes, glattes Haar auch nicht abschneiden wollen, obwohl es jeden Morgen viel zu tun gab. Frisch gewaschen glänzte es manchmal wie ein Fisch, den man gerade aus dem Wasser gezogen hatte. Besonders im Winter, wenn die Luft sehr trocken war, hatte sie besonders Mühe, ihre Haare zu bändigen. Sie flogen in alle Richtungen, und musste sie zuerst benetzt werden, bevor Marguerite sie zusammen binden konnte. Praktisch wäre es wohl schon, das Haar so kurz zu tragen, sinnierte sie geistesabwesend und bemerkte erst jetzt, dass Rose mit einer fremden Frau sprach. Diese war etwa im Alter ihrer Schwiegermutter und trug das Kostüm der Dames de Sion. Die beiden kannten sich von früher. Die Frau trug sogar Handschuhe und musste ziemlich wohlhabend sein.

Sie bemerkte Marguerites neugierigen Blicke und begrüßte sie freundlich. «Meine Töchter singen im Chor», sagte sie nicht ohne Stolz. «Der Umzug sollte bald hier sein, und dann geht es los mit dem Konzert. Wir werden wohl aufstehen müssen, wenn wir etwas sehen wollen, unglaublich, wie viele Leute gekommen sind, nicht wahr?»

Rose und Marguerite nickten. Die Dame war geschwätzig und redete nur von sich. Marguerite drehte sich deshalb wieder weg und hielt Ausschau nach den Männern. Hoffentlich kamen sie bald zurück. Die Sonne brannte, es war ungewöhnlich mild und trocken. Der Talwind wirbelte überall Staub auf. Marguerite erhob sich und ging ein paar Schritte über den lärmigen Platz. Immer noch strömten Leute herbei, etwas weiter weg hörte sie die Menge klatschen. Der Umzug kam allmählich an sein Ziel, und die Bühne füllte sich mit den Sängern und Musikern. Da entdeckte sie Victor und Jean-de-Dieu. Sie winkte heftig und rief ihnen zu. Marguerite hatte eine Stimme wie eine helle Kirchenglocke, die Männer drehten sich sofort um und kehrten mit ihr zu den Sitzplätzen zurück. Die schwatzhafte Dame war verschwunden, Rose sass allein dort. Sie hatte sich schon gefragt, wo Marguerite blieb und wollte ihre Schwiegertochter zurechtweisen, aber Victor liess sie gar nicht erst zu Wort kommen und berichtete aufgeregt vom Umzug: «Ein Wagen war bestückt mit einer grossen, alten Presse, um die herum eine ganze Menge Leute sassen. Der Wagen wurde von einem einzigen Pferd gezogen!»

Marguerite mochte nicht zuhören, sie war ungeduldig geworden und wollte nun ihrerseits etwas Interessantes sehen und hören.

In diesem Augenblick begann der Chor zu singen: «*Quel est ce pays merveilleux, Que je chéris, où je suis né? Où l'Alpe blanche jusqu'aux cieux, Élève son front couronné!*»

Beim Refrain sang sie inbrünstig mit: «*Vallée où le Rhône a son cours, Noble pays de mes amours, C'est toi, c'est toi, mon beau Valais ! Reste à jamais, Reste à jamais, Reste mes amours!*»

Marguerite kannte das Lied in und auswendig. Manchmal versagte ihr sogar die Stimme, denn der patriotische Text brachte sie zum Weinen. Sie schaute hinüber zu den beiden Hügeln der Stadt. Valère, die romanische Kirche mit der ältesten noch spielbaren Orgel der Welt; Tourbillon mit seiner stolzen Burganlage aus

dem Mittelalter. Sie liebte diese Stadt. Das mediterrane Klima der Talsohle gefiel ihr, die stattlichen Häuser beeindruckten sie, der Grand-Pont mit seinem Markt und die beiden markanten Hügel, die dem Ort etwas Märchenhaftes verliehen, zogen sie in ihren Bann. Von den Anhöhen aus konnte man das grosse Tal überblicken. Gegen Osten erstreckte sich der grosse Pfywald, begleitet von der mäandernden Rhone, und in der Ferne erhob sich das Bietschhorn mit seiner harmonischen Pyramidenform, das den Einstieg ins Lötschental anzeigte. Im Westen konnte man an klaren Tagen Martigny im Talknie unten sehen. Sie hatte Valère lange nicht mehr besucht, aber sie erinnerte sich sofort an das Gefühl, das sie dort oben gehabt hatte. Sie hatte sich mit diesem Rundblick frei gefühlt und sich wehmütig daran erinnert, wie sie, noch jung und ungebunden, aus ihrem Tal gefahren war bis in die grosse Stadt unten am Genfersee. Dort hatte es ihr sehr gefallen, und obwohl sie vom

Heimweh nach den Bergen geplagt worden war, hatte sie sich schnell wohl gefühlt. An ihrem freien Nachmittag hatte sie jeweils auf eigene Faust die aufregende Stadt entdeckt, war am Seeufer entlang spaziert oder hatte den Botanischen Garten mit seinen üppigen Pflanzen und exotischen Bäumen besucht. Sie hatte sich sogar getraut, mit der Strassenbahn zu fahren, obwohl es teuer war. Jetzt sehnte sie sich wieder nach dieser Freiheit. Frei zu sein von Verpflichtungen, für sich ganz allein zu existieren und niemandem Rechenschaft ablegen zu müssen. Tun und lassen zu können, was sie wollte. Seit ihrer Heirat war sie vollständig eingebunden in die Familie, und bald würde sie ihr drittes Kind zur Welt bringen, wiederum im Winter.

Victor riss sie aus ihren Gedanken. Er legte den Arm um ihre Schulter und küsste sie auf die Wange. «Gefällt es dir, Chéri?», fragte er gut gelaunt und schon leicht angetrunken.

«Ja, ja, der Chor singt so schön, ich würde am liebsten mitsingen!»

«Singen kommt direkt aus dem Herzen, es ist Balsam für die Seele», meinte er. «Deshalb singe ich so gerne in der Concordia mit.» Noch vor der Hochzeit mit Marguerite war Victor Mitglied der Chorale von Ayent geworden. Der Männerchor gestaltete die Messefeiern und religiösen Feste in der Kirche. Victor war ein leidenschaftlicher Sänger. Wie gerne hätte sie auch mitgemacht, aber Singen im Kirchenchor war reine Männersache. Sie sang mit den Kindern oder zur Hausarbeit.

Marguerites Leidenschaft war ihre Verbundenheit mit der Natur. Wann immer sie konnte, hielt sie sich draussen auf. Deshalb mochte sie den Winter nicht. In der kalten Jahreszeit wog alles viel schwerer als sonst: der Leib, das Herz, der Kopf, das Schicksal. Und weil sie keinen offensichtlichen Grund hatte, unglücklich zu sein, fühlte es sich noch schlimmer an, unzufrieden zu sein. Mit der Zeit hatte sie herausgefunden, dass es ihr draussen am besten ging. So richtete sie es sich ein, in den Wintermonaten trotz Schnee, Eis und Kälte wenigstens einmal am Tag hinaus zu gehen, und wenn sie die Kinder aufwändig einpacken musste. Manchmal hatte sie Glück: Wenn ihre Mutter da war, konnte sie rasch verschwinden. In diesen seltenen Momenten liess sie alles stehen und liegen und flüchtete hinaus ins Freie. Sofort fühlte sie sich freier, Kopf und Herz wurden leichter, die Gedanken klärten sich, und sie empfand sogar Glücksgefühle. Sollten die anderen Frauen denken, was sie wollten! Sie brauchte ihre Freiheit, ihre Rendezvous mit der Natur.

In La Place, wo Marguerite aufgewachsen war, stieg sie am liebsten auf den kleinen Hügel, den die Einheimischen Château nennen, weil dort im Mittelalter eine Burg stand. Dort oben hatte sie als Kind oft gespielt und geträumt. An schönen Tagen sah man weit hinunter ins Tal. Dann überkam sie das Fernweh und sie träumte, wie sie eines Tages wegfahren würde, die Welt zu entdecken.

## **Kapitel 10 Jahr der Toten 1936/37** *(Textausschnitte)*

1936 wurde Marguerite nicht schwanger, oder sie erlitt eine weitere Fehlgeburt. Im Winter hatte sie kaum Energie und schleppte sich tagein, tagaus durch ihren anstrengenden Alltag. Charly, der Jüngste, lag noch in der Wiege, das Stillen des Säuglings strengte sie an. Er sog sich so kräftig an ihren Brustwarzen fest wie keines der Kinder zuvor. Eines Tages liess sie die gewaschene Wäsche im Zuber draussen liegen, weil sie nicht die Kraft hatte, sie aufzuhängen. Am nächsten Morgen waren die Leintücher gefroren. Auf den Frühling konnte Marguerite sich diesmal nicht richtig freuen. Sie fühlte keinen neuen Lebenswillen und vergass sogar, während der Fastenzeit die Tage auf dem fleckigen Kalender, der in einer dunklen Ecke der Küche hing, durchzustreichen. Die vierzig Tage vor Ostern zogen sich diesmal endlos dahin. Anfang April schmolz der Schnee wie Butter an der Sonne, überall tropfte das Wasser von den Häusern und Bäumen, und in den milder gewordenen Nächten rutschte er harsch und schwer geworden von den Dächern. Das plötzliche Krachen in der Nacht schreckte Marguerite auf und raubte ihr manchmal den Schlaf.

(...)

Erst im Herbst beruhigte sich das Wetter, es blieb ungewöhnlich trocken und die Trauben reiften zur richtigen Zeit. Marguerite und Victor waren ein gutes Team. Sie war vor allem im Haushalt mit den Kindern beschäftigt, er arbeitete in der Backstube und begab sich am Nachmittag auf den Weinberg nach Malignon. Marguerite hatte der Notre-Dame de la Lenk mehr als einmal gedankt, dass sie im Frühling nicht schwanger geworden war. Sie hatte sich Victor nur wenige Male hingegeben und meist kurz vor der Monatsblutung. Dr. Germanier hatte ihr dazu geraten und glaubwürdig versichert, dass sich diese Methode bei einigen seiner Patientinnen bewährt habe. Nach der letzten Untersuchung hatte der Doktor sich Zeit genommen, ihr das Wichtigste zum weiblichen Zyklus zu erklären,

wann sie die fruchtbaren und die unfruchtbaren Tage zu erwarten hatte. Er hatte ihr nahegelegt, sich an die sicheren Tage zu halten und in der gefährlichen Zeit auf der Hut zu sein, eine Unpässlichkeit vorzutäuschen, wenn Victor ihr nahekommen wollte. Marguerite behielt die ärztlichen Empfehlungen für sich – es wäre ihr peinlich gewesen, mit Victor darüber zu sprechen. Dem Arzt aber vertraute sie. Ihm konnte sie sich mitteilen, ohne dass es ihr unangenehm war. Sie fühlte sich verstanden und in ihrer Not ernst genommen.

(...)

Zum ersten Mal kapitulierte sie und legte sich erschöpft aufs Bett. Obwohl der Tag eben erst begonnen hatte, fühlte sie sich müde. In der Nacht hatte sie unruhig geschlafen und sehr eigenartig geträumt:

Sie lag auf ihrem Bett in einem schneeweissen Nachthemd. Grosse Kerzen brannten links und rechts von der Bettstatt, um die herum ihre Kinder standen und sie anstarrten, als sei sie eine Fremde. Marguerite konnte sich nicht bewegen und die Kinder auch nicht berühren, obwohl diese nah bei ihr standen. Sie war wie eine Tote, und doch konnte sie die Menschen um sich herum sehen und hören, sie war sogar im Stande, deren Gedanken zu lesen. Als Victor sich über ihr Gesicht beugte und sie küssen wollte, war zwischen ihnen eine unsichtbare Wand. Von ihrer Familie abgeschnitten zu sein, fühlte sich schrecklich an. Sie wollte nicht tot sein, sie wollte leben. Plötzlich schwebte sie an der getäferten Decke der Kammer und schaute auf die weisse Gestalt hinunter, die auf dem Bett ausgestreckt da lag. In diesem Körper war sie eben noch verzweifelt gewesen, aber darüber schwebend fühlte sie sich wie ein Engel. Sie wollte aus dem Fenster fliegen, doch in dem Zimmer gab es keines. Da waren nur ihre Kinder, der Kerzenschein und das Bett mit dem weissen Körper. Sie verwandelte sich in einen schwarzen Vogel, der verzweifelt an der Decke flatterte und den Ausgang in den Himmel suchte.

In dieser aussichtslosen Situation war sie aufgewacht. Erstaunt

hatte sie festgestellt, dass das Zimmer ein Fenster hatte und dass der Himmel bereits hell geworden war. Sie hatte sich aus dem Bett gewälzt und allmählich begriffen, dass sie geträumt hatte. Draussen hatten die Vögel gezwitschert, und zum ersten Mal hatte sie einen Hauch von Frühlingsluft wahrgenommen.

(...)

Anfang Sommer hatte sich Marguerite mit der neuen Schwangerschaft abgefunden. Sie schickte sich in ihr unabwendbares Schicksal und ertrug die schweren Beine, die oft anschwellen. Sie schleppte ihren Leib durch den beschwerlichen Alltag und erduldet das Völlegefühl und saure Aufstossen nach dem Essen. War es ihre neunte oder zehnte Schwangerschaft seit ihrer Heirat vor ebenso vielen Jahren? Sie hatte aufgehört, zu zählen. Lange hatte sie gehofft, dass sie eine Fehlgeburt erleiden würde, es wäre ihr lieber gewesen, als das Kind auszutragen. Dass sie den Tod dieses Kindes herbei wünschte, löste unerträgliche Schuldgefühle aus. Sie war allein mit dieser Schuld, nicht einmal dem Priester vertraute sie sich an, zu ungeheuerlich waren ihre Gedanken. Während der wöchentlichen Beichte erwähnte sie nur Belangloses. Nie und nimmer würde sie sich diesem ahnungslosen Pfarrer offenbaren, der ja nicht wissen konnte, was es bedeutete, alle zwölf Monate einem Kind das Leben zu schenken. Es sollte nicht so sein, dass das Kinderbekommen auf Kosten ihrer Gesundheit und ihres seelischen Gleichgewichtes ging. Sie hatte auch ein Recht auf Leben und ihre Pflicht längst erfüllt! Jedes weitere Kind ging ihr ans Leben. Der Priester jedoch liess nicht mit sich diskutieren, für ihn war jedes Kind ein Geschenk Gottes. Und Gott würde es auch wollen, wenn sie deswegen sterben müsste. Gott, der Allmächtige, was war das für einer? Ein unbarmherziger, strenger Gott, fern von ihrem Alltag, ihren Sorgen und Nöten. Ihn anzubeten machte keinen Sinn mehr, am ehesten konnte sie sich noch der Mutter Gottes anvertrauen. Wenn sie in die Kirche ging, zündete sie eine Kerze an und kniete vor ihr nieder. Dann betete sie,



und je länger sie mit der Mutter Gottes im Zwiegespräch war, desto eher versöhnte sie sich wieder mit ihrem eigenen Schicksal.

(...)

Erst Mitte September wurde es kühler. Es regnete ein paar Mal und der Wind frischte auf, aber bald wurde es deutlich kälter, und Marguerite musste wieder zu heizen beginnen. Die Tage wurden kürzer, und bei trübem Wetter wurde es noch schneller dunkel als sonst. Marguerite fühlte sich schwerer von Tag zu Tag, sie spürte auch einen Druck auf der Brust und eine dunkle Vorahnung schlich sich in ihr Herz.

Anfang September starb ihre Schwägerin Victorine an Tuberkulose. Für ihre Schwiegereltern bedeutete der Tod dieser Tochter eine schwere Prüfung, insbesondere für Jean-de-Dieu, der untröstlich war. Er wurde selber krank, seelisch krank, und schliesslich setzte ihm eine schwere Grippe derart zu, dass ihm trotz der gewissenhaften Pflege seiner Frau nicht mehr zu helfen war. Rose linderte zwar seine Beschwerden, aber den Schmerz über den Verlust seiner Lieblingstochter, der Erstgeborenen, konnte niemand heilen. Er setzte sich fest in seiner empfindsamen Seele. Wäre Rose gestorben, er wäre nicht so verzweifelt gewesen, aber Victorine – ohne sie machte das Leben keinen Sinn mehr. Dass sie vor ihm sterben musste, empfand er als ungerecht. Warum ausgerechnet sie? Als Mutter von sieben Kindern hatte sie noch mitten im Leben gestanden. Zuletzt raubte das hohe Fieber Jean-de-Dieu jede Kraft, und wenige Tage später starb auch er.

Marguerite hatte ihren Schwiegervater sehr geschätzt. Vor allem sein unkompliziertes Wesen, sein Charme und sein unvergleichlicher Humor waren ihr sympathisch gewesen. Mit ihm hatte sie sich stets gut verstanden und sich in seiner Gesellschaft wohl gefühlt, fand er doch stets ein paar aufmunternde Worte, um sie bei Laune zu halten. Für Jean-de-Dieu war das Leben ein Spiel gewesen, ein fulminanter Auftritt auf der Weltbühne. Er hatte es genossen, die

Chancen gepackt und nach seinem Willen gelebt.

Marguerite hingegen verlor ihren Lebenswillen. Nach Jean-de-Dieus Beerdigung schleppte sie sich noch mühsamer durch die Tage. Da war niemand mehr, der sie aufgemuntert hätte. Abends fühlte sie sich erschöpft, ging früh zu Bett, aber fand dann doch keinen Schlaf. Manchmal schlief sie nur ein paar Stunden, und am Morgen wäre sie am liebsten gar nicht mehr aufgestanden. Die halb durchwachten Nächte schienen ihr entsetzlich lang. Ende Oktober wütete zudem der Föhn, der sie nervös und ungeduldig machte, denn der Wind rüttelte wie ein Wildgewordener am Haus und entfesselte alles, was nicht nietund nagelfest war. Er brachte auch Marguerites Seele durcheinander. Die bevorstehende Geburt schwebte wie ein Unheil bringender schwarzer Vogel über ihr, wenn sie im Halbschlaf in der Kammer lag und dem Pfeifen lauschte, das durch die Ritzen des Hauses drang.

Nach dem Südwind kam der Westwind, und der brachte ausgiebig Regen. Im November wurde es kalt, nur noch selten zeigte sich die Sonne. Im Haus wurde es auch tagsüber kaum hell, der Winter war wie die grosse, kalte Hand eines Riesen, die sich über die Berggipfel hinweg dem Dorf näherte um es zu umklammern. Marguerite stand kurz vor der Geburt und hatte Angst, ein Gefühl, das sie allmählich lähmte. Etwas in ihr war aus dem Lot gefallen. Sie fühlte sich unendlich müde und elend wie nie zuvor. Am meisten beunruhigte sie, dass sich das Kind in ihr nicht mehr regte. Sie merkte es nachts, wenn sie nicht schlafen konnte, weil der ganze Körper schmerzte und sie nicht mehr wusste, wie sie sich betten sollte. Dieses Kind verhielt sich still. Die anderen hatten meist heftig gestrampelt, wenn sie sich hingelegt hatte. Sie quälte sich mit der Frage, ob das Wesen in ihr noch lebte. Victor konnte sie nicht beruhigen, denn sie wusste, dass etwas nicht mehr stimmte. Dann kam der erste Dezember 1937, der Marguerite und der ganzen Familie zum Schicksalstag werden sollte.

## **Kapitel 12 Kindheitserinnerungen**

*(Textauschnitt, die Autorin spricht von sich)*

Für uns Kinder war es das Höchste, wenn wir mit Grand-papa Victors Traktor hinauf fahren durften. Meine Brüder setzen sich jeweils neben ihn auf die Schutzbleche der Vorderräder, während er hinter dem Lenkrad sass. Ich begnügte mich mit dem Anhänger und hielt das Gepäck fest, dafür hatte ich freie Sicht auf die Strasse und konnte den Dingen lange nachschauen. Einmal durfte sogar Babette mitreisen, mein grünblauer Wellensittich, der sich ängstlich in seinem Käfig duckte. So ging es in sehr gemütlichem Tempo über die schmale und kurvenreiche Strasse, die sich durch dunkle Tannenwälder und über saftige Weidenhänge den Berg hinauf schlängelte. Mit der Hand konnte ich die Gräser am Strassenrand und die Äste der Bäume berühren. Zwischen Grossvaters Zähnen steckte stets eine glühende Zigarette, und sein Fahrstil war so eigenwillig wie sein Charakter. Wenn er an eine Kreuzung kam, zog er die Handbremse, stieg vom Bock, schaute links, dann rechts der Strasse entlang, ob ein Auto des Weges kam, stieg gemütlich wieder auf, löste die Bremse, gab Gas und fuhr über die Kreuzung. Für uns Stadtkinder war diese Traktorreise ein Abenteuer! Unsere Streifzüge führten auch entlang der Suonen, diesen Wasserläufen aus uralten Zeiten, die einst zur Bewässerung der Wiesen gedient hatten. Zum Teil wurden sie in den 1970er und 1980er-Jahren noch benutzt. Heute führen Gummischläuche zu automatischen Sprinklern, die das Wasser in hohen Fontänen rundum auf die Wiese spucken. Tschig... tschig... tschig... Das regelmässige Zischen ist von weit her zu hören und mischt sich mit dem lauten Zirpen der Heuschrecken.

